

Besprechungen

Isabelle Borucki / Wolf Jürgen Schünemann
(Hrsg.)

Internet und Staat

Perspektiven auf eine komplizierte Beziehung
Baden-Baden: Nomos, 2019. – 248 S.

ISBN 978-3-8487-4762-7

„Governments of the Industrial World [...] [y]ou have no sovereignty where we gather“ (John Perry Barlow 1996). John Perry Barlows mächtiger Satz aus seiner „Declaration of the Independence of Cyberspace“ ist wohl allen, die sich mit Digitalisierung auseinandersetzen, ein Begriff. Barlows Schrift aus dem Jahr 1996 liest sich aus heutiger Sicht unbedarft, fast naiv. Barlow selbst hat seine Ansichten im Jahr 2004 mit den Worten „We all get older and smarter“ revidiert (Doherty 2004). Warum? Ein sehr rezentes Beispiel: Am 31. Mai 2020 sperrte das Videokonferenz-Unternehmen Zoom auf Wunsch der Regierung der VR China drei Accounts und verunmöglichte damit virtuelle Gedenkveranstaltungen zum Tian'anmen-Massaker (Mozur 2020). Wenn das keine Machtdemonstration des staatlichen Souveräns in Angelegenheiten des Cyberspace ist, was dann?

Barlows Abwehr staatlicher Einmischung kann also getrost als gescheitert bezeichnet werden. Umso besser, dass der Sammelband „Internet und Staat“, herausgegeben von Isabelle Borucki und Wolf Jürgen Schünemann, die Komplexität der Materie in elf Beiträgen zugänglich macht. Die beteiligten Politik-, Sozial- und Medienwissenschaftler*innen tragen Thesen und Schlussfolgerungen bei, welche die akademische und öffentliche Auseinandersetzung dringend benötigt.

Nach einem einleitenden Beitrag der Herausgeber*innen, der sich die höchst anspruchsvolle Aufgabe auferlegt, den Rahmen der Publikation darzustellen und Leser*innen in die Thematik und die Inhalte der Publikation einzuführen, eröffnen *Ritzi* und *Zierold* den Abschnitt „Theoretische Perspektiven“ mit Betrachtungen zu den demokratischen und politischen Souveränitätsherausforderungen an den Staat in einer durch die Digitalisierung geprägten Welt. *Pohle* und *Thiel* dekonstruieren im folgenden Beitrag die These einer von staatlichem Einfluss freien Frühphase der Cyberspace-Entwicklung, diskutieren zentrale Aspekte der Internet-Governance, setzen Netzwerk- und Souveränitätslogiken in ein Verhältnis zueinander und skizzieren den Wandel der europäischen Digitalpolitik. Im abschließenden Beitrag des Theorieblocks zeigen *Helm* und *Seubert* eindrucksvoll normative Paradoxien der Privatheit auf, indem sie

den Schutz von *Privacy* durch *notice and choice* und das Konzept der *privacy literacy* kritisch als mögliches *regime of responsibility* beleuchten und das neoliberale (negative) Freiheitsverständnis einem sozialen Freiheitsverständnis gegenüberstellen.

Den Abschnitt „Institutionen, Organisationen und politische Akteure“ eröffnet *Kersting* mit einem Beitrag zu E-Governance und Online-Partizipation. Dieser zeichnet die einschlägige Entwicklung in der Bundesrepublik Deutschland nach und beschreibt die Einstellungen von Politiker*innen und Bürger*innen zu bestehenden digitalen Partizipationsmöglichkeiten, um im Fazit auf notwendige Reformen in den Bereichen Transparenz, Beteiligung und infrastrukturelle Netzpolitik einzugehen. *Gerl* setzt sich mit digitalen demokratischen Innovationen auseinander, fokussiert hierbei auf das Begriffspaar *invited spaces* bzw. *invented spaces* und konstatiert ein langsames Entstehen von funktioneller Beteiligung. Dem demokratischen Innenleben des Staats widmet sich daraufhin *Kocks*, der die Regierungs- und Parteienkommunikation im (digitalen) Wandel, somit deren technologisch induzierte Veränderung, Beschleunigung, Professionalisierung und Ressourcenhunger bespricht.

Der technischen und politischen Praxis widmet sich im nächsten Abschnitt der Publikation *Schünemann* in einem Beitrag zu strukturellem Nationalismus im System der Country Code Top Level Domains. Die Genese der ccTLD habe weitreichende, kollektivsymbolische Folgen – bis hin zur Vergabe solcher Country Codes an umstrittene bzw. separatistisch geprägte Territorien, wie etwa Palästina oder Katalonien. *Busch* bietet in seinem Beitrag zum Internet als regulative Herausforderung einen historischen Rückblick, um sodann auf die Problemfelder Wirtschaft, Kriminalitätsbekämpfung und Schutz der politischen Willensbildung einzugehen, die staatlich-privat koordinierte Interventionen notwendig machen. *Dunn Cavely* und *Egloff* schließlich setzen sich in ihrem Beitrag mit *Cybersecurity* und den diesbezüglichen Rollen des Staates auseinander. Sie beleuchten das auch in anderen Politikfeldern vorherrschende Phänomen der *Securitization* kritisch, setzen sich mit dem facettenreichen staatlichen Handeln in mehreren Generationen Cybersicherheitspolitik auseinander und stellen die einschlägigen Regelungsfelder und Akteur*innen kontextualisiert und anschaulich dar.

Warnke schließt den Sammelband mit Betrachtungen zur Territorialität des Internets lesenswert ab und postuliert: „Allen, die immer noch an die Immaterialität des Internets glauben, sei der Besuch eines Rechenzentrums empfohlen.“ Er legt die normative Wirkmacht der Protokolle dar, dis-

kutiert die Implikationen einer virtuellen Disziplinargesellschaft (Sozialkreditsystem der VR China) und skizziert die durch das Internet entstandenen, komplexen Grenzverläufe.

Der Sammelband „Internet und Staat – Perspektiven auf eine komplizierte Beziehung“ stellt einige der drängendsten Fragen der staatlichen Rolle im Internet facettenreich dar. Während seine einzelnen Beiträge in sich geschlossen sind, erlauben gerade die während der Lektüre entstehenden inhaltlichen Querverbindungen dem*der Leser*in vielfältige weitere Überlegungen. Die Publikation sei damit all jenen ans Herz gelegt, die sich mit Staatlichkeit, dem Internet, seiner Freiheit und seinen demokratischen Potenzialen auseinandersetzen.

PS: Was wurde nun aus der eingangs erwähnten Accountsperre? Zoom gelobte Besserung, Accounts *außerhalb* Chinas würden in Zukunft nicht mehr gesperrt. Außerhalb Chinas? Ich verweise auf Warnke (s. o.).

Gregor Fischer

Literatur

- Barlow, John Perry (1996): A Declaration for the Independence of the Cyberspace, <https://www.eff.org/de/cyberspace-independence> [14.07.2020].
- Doherty, Brian (2004): Intellectual Property. John Perry Barlow 2.0. In: reason.com, <https://reason.com/2004/08/01/john-perry-barlow-20-2/> [14.07.2020].
- Mozur, Paul (2020): Zoom Blocks Activist in U.S. After China Objects to Tiananmen Vigil. In: New York Times, 11.06.2020, <https://www.nytimes.com/2020/06/11/technology/zoom-china-tiananmen-square.html> [14.07.2020].

Tanja Evers

Ich poste, also wähl' mich!

Parteien auf Facebook im Bundestagswahlkampf Baden-Baden: Nomos, 2019 – 430 S.

(Reihe: Internet Research; 47)

ISBN: 978-3-8487-5379-7

(Zugl.: Eichstätt, Univ., Diss., 2016)

Eine FDP für Enkel und Opa, eine vorsichtige CSU und eine AfD, die nicht über Migration spricht: Willkommen im Bundestagswahlkampf 2013! Diesen untersuchte Tanja Evers – konkreter die strategische Kommunikation von Parteien auf Facebook und die Reaktionen der User während des Wahlkampfes – in ihrer an der KU Eichstätt-Ingolstadt abgeschlossenen Dissertation. Die Ergebnisse aus qualitativen Interviews mit den Kampagnenverantwortlichen der Parteien und einer quantitativen Inhaltsanalyse der Facebook-Posts

und Reaktionen bestätigen einiges Bekanntes, liefern einen detaillierten Einblick in die Überlegungen der Parteistrategen und zeigen, wie grundlegend sich die politische Online-Kommunikation einiger Parteien seit 2013 gewandelt hat.

Evers setzt den Leserinnen und Lesern zu Beginn sinnbildlich eine Brille mit zwei unterschiedlichen Gläsern auf. Eines schärft den Blick für Public Relations, eines für politische Kommunikation. Zusammen ergeben sie ein klares Bild des Untersuchungsgegenstandes: der strategischen Facebook-Kommunikation politischer Parteien. Es folgt eine umfangreiche Ausarbeitung des „Wahlkampfes im Wandel“, die in einer anschaulichen Darstellung der Wahlkampfkommunikation von Parteien im digitalen Zeitalter mündet. Die Ausführungen zu der Entstehung politischer digitaler Öffentlichkeiten und den Möglichkeiten politischer Beteiligungen in sozialen Netzwerken liefern einen Vorgeschmack auf das ganzheitliche Vorgehen im empirischen Teil.

Ein etwas stärkerer Fokus auf den Stand der empirischen Forschung zu den Zielen und Inhalten der Facebook-Kommunikation politischer Parteien sowie den Reaktionen auf diese wäre allerdings wünschenswert gewesen. Auch weil die Ergebnisse einiger Studien, die mit ähnlichen Forschungsdesigns den gleichen Untersuchungsgegenstand analysiert haben, nicht eingehend diskutiert werden (z. B. Podschuweit & Haßler 2015), erscheinen die für den empirischen Teil getroffenen Annahmen teilweise etwas willkürlich zusammengestellt.

Das Vorgehen bei der Mehrmethodenkombination aus qualitativen, leitfadengestützten Interviews und quantitativer Inhaltsanalyse mit ergänzender qualitativer Fallbeispielanalyse wird musterfüllig dargestellt. Hervorzuheben ist insbesondere, dass mit den Kampagnenverantwortlichen aller im Jahr 2013 relevanten Parteien Interviews durchgeführt werden konnten. Die Datenerhebung erfolgte etwa ein halbes (Interviews) bzw. ein Jahr (Inhaltsanalyse) nach der Bundestagswahl. Der Zeitpunkt hätte es ermöglicht, in den Interviews systematischer danach zu fragen, wie der eigene Facebook-Wahlkampf evaluiert und der Wahlkampf der anderen Parteien bewertet wurde. Beides wird in den Ergebnissen aber zumindest beiläufig angesprochen.

Dennoch sind die qualitativen Interviews das Herzstück der Dissertation. Die Interviews mit den Parteistrategen zeigen etwa, dass der Online-Wahlkampf an Bedeutung gewinnt, sich professionalisiert und dass Online- und Offline-Kampagne untrennbar verbunden sind. Darüber hinaus finden sich immer wieder Äußerungen, die im Gedächtnis bleiben, etwa, wenn Robert Heinrich, Wahlkampfmanager der Grünen, die Einzigartig-

keit des Internets auf den Punkt bringt: „Es ist Radio, es ist Fernsehen, es ist Bild, es ist Text, es ist Gespräch, es ist sozialer Raum, es ist alles“ (S. 237). Oder wenn Thomas Diener, Online-Strategie der FDP, die eigenen Onlineinhalte als „Abfallprodukte“ bezeichnet (S. 240) und Thomas Eisinger, Online-Kampagnenverantwortlicher der AfD, davon spricht, dass Negative Campaigning im Widerspruch zur Grundhaltung der AfD stehe, die auf Wertschätzung beruhe (S. 250).

Die Ergebnisdarstellung der Inhaltsanalyse der Facebook-Posts ist umfangreich. Sie umfasst u. a. die thematische Schwerpunktsetzung, Personalisierung, Negative Campaigning und Interaktivität der Posts. Interessant sind vor allem die Ergebnisse zum Negative Campaigning. Hier schlüsselt Evers anschaulich auf, wer wen wie intensiv attackierte. Es zeigt sich etwa, dass die SPD im Kreuzfeuer aller Parteien stand, wobei die Unionsparteien und die Linke besonders häufig Kritik übten. Die im Jahr 2013 relevanten außerparlamentarischen Parteien, also die Piratenpartei und die AfD, wurden dagegen kaum von den etablierten Parteien beachtet – und verpassten schließlich den Einzug ins Parlament. Werden die thematischen Schwerpunkte der einzelnen Parteien im Facebook-Wahlkampf mit denen im Bundestagswahlkampf 2017 verglichen (z. B. Lucht et al. 2017), zeigt sich zudem, mit welcher Konsequenz sich die Agenda mancher Parteien, insbesondere die der AfD, gewandelt hat.

Größtenteils ungeklärt bleibt allerdings, inwieweit formale oder inhaltliche Aspekte der Facebook-Posts die Anzahl an User-Reaktionen beeinflussen. Mit Mittelwertvergleichen wird zwar geprüft, inwieweit sich etwa die Länge oder Emotionalität der Posts auf die Anzahl von Likes, Shares und Kommentare auswirkt. Zusätzlich wären aber multivariate Analysen oder separate Analysen für einzelne Parteien sinnvoll gewesen, um das (Miss-)Erfolgsgeheimnis der Parteien auf Facebook weiter zu entschlüsseln.

Dennoch ist „Ich poste, also wähl‘ mich!“ aufgrund des ganzheitlichen Ansatzes, also der Analyse von Zielen, Inhalten und Reaktionen, lesenswert. Die tiefen Einblicke in die strategischen Überlegungen der Parteistrategen sind dabei besonders hervorzuheben. Solch detaillierte Einsichten auch in zukünftigen Bundestagswahlen zu bekommen, muss Herausforderung und Ziel der politischen Kommunikationsforschung sein.

Ole Kelm

Literatur

Lucht, J., Udris, L. & Vogler, D. (2017): Politische Inszenierungen: Eine Inhalts- und Resonanzanalyse der Facebook-Seiten bundesdeutscher Parteien. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.

Podschuweit, N. & Haßler, J. (2015): Wahlkampf mit Kacheln, sponsored ads und Käseglocke: Der Einsatz des Internets im Bundestagswahlkampf 2013. In: Christina Holtz-Bacha (Hrsg.), Die Massenmedien im Wahlkampf: Die Bundestagswahl 2013 (S. 13–39). Wiesbaden: Springer VS.

André Haller / Hendrik Michael (Hrsg.)

Scandology 2

Cultures of Scandal – Scandal in Culture

Köln: von Halem, 2020. – 303 S.

ISBN 978-3-86962-418-1

Die Skandalforschung hat in den vergangenen zwanzig Jahren einen regelrechten Boom erlebt. Die Konjunktur der wissenschaftlichen Auseinandersetzung ist nicht nur den erkenntnistheoretischen Impulsen zu verdanken, die von John B. Thompsons soziologischer Würdigung des Skandals im Jahr 2000 ausgehen (wenn auch von der deutschen Forschung mehrere Jahre weitgehend ignoriert). Sie spiegelt vielmehr auch ein gesteigertes Bewusstsein für das Empörungspotenzial in den öffentlichen Arenen, das mit veränderten Rollenerwartungen, Partizipations- und Publikationsnormen entstanden ist und die Skandalkultur als Bestandteil unserer Alltagskultur etabliert hat. Der Herausgeberband „Scandology 2“ von André Haller und Hendrik Michael untersucht, wie sich diese Skandalkultur im internationalen Vergleich unterscheidet und wie sich Skandale auf die kulturelle Praxis auswirken.

Wie bereits der vor zwei Jahren erschienene erste Band „Scandology. An Interdisciplinary Field“ (2018) bündelt das Buch editierte Vorträge der gleichnamigen Konferenz am Institut für Kommunikationswissenschaft der Universität Bamberg, die Skandalforschenden aus unterschiedlichen Fachdisziplinen ein einzigartiges Forum bietet. So wandert man bei der Lektüre nicht nur über altbekannte deutsche Pfade der Kommunikationswissenschaft, wenn Hans Mathias Kepplinger eine Auswahl empirischer Studien mitamt seinen theoretischen Überlegungen zum Thema vorstellt, sondern betritt auch andere Wege der Skandalforschung in Nachbarregionen wie Geschichts- und Politikwissenschaften.

Martijn Icks und Eric Shiraev veranschaulichen anhand historischer Fälle (Eulenburg, Clinton, Clodius, Kavanaugh), wie der Umfang und die Qualität von charakterbezogenen Attacken den Verlauf von Skandalen beeinflussen können und dabei von den kulturellen Normen ihrer Zeit bedingt werden. Wie sehr sich dabei die Skandalkulturen zwischen Ländern unterscheiden, macht die Lektüre einer eindrucksvollen Studie von Roberto

Mincigrucci deutlich: Anhand von zehn aufsehenerregenden Korruptionsskandalen in Italien erklärt er die „Glamourization of Corruption“ in der politischen Popkultur des Landes. Bei der Auswahl der Fälle wurde bewusst auf die bekannten Berlusconi-Skandale im Untersuchungszeitraum verzichtet. Mincigruccis Auswertung führt vor Augen, wie sinnvoll Skandalstudien aus anderen Ländern sein können, wenn man kulturelle Grenzen verstehen will.

Christian von Sikorski zeigt in seiner empirischen Untersuchung politischer Skandale, dass die politischen Einstellungen eine wichtige Variable bei der affektiven Bewertung Skandalisierter sind. In diesem wichtigen empirischen Komplex könnte das Konzept moralischer Kollektive für das theoretische Verständnis hilfreich sein (vgl. Joller 2018), da die politischen Präferenzen stark moralisch geprägt sind. Das gilt auch für die Diskurskoalitionen des Guttenberg-Skandals, dessen Rücktrittsrhetorik Monika Verbalte analysiert hat.

Der Sammelband enthält zudem weitere historisch relevante Fallstudien von Annika Klein und Muriel Moser (Clodia und Cicero), Mark Feldstein (Skandalisierungen im „Kalten Krieg“), W. Timothy Coombs und Sherry J. Holladay (NFL- und Silicon-Valley-Skandale), Adriana Montanaromena (Belo Monte) und Andrej Školkay (Korruptionsskandale). Besonders überzeugend sind diese Fallstudien dann, wenn sie ähnliche Skandale aus unterschiedlichen kulturellen Perspektiven behandeln: Etwa, wenn Gemma Horton anhand von Skandalen den kulturellen Stellenwert des Privaten und den Schutz des Privatlebens von Politikerinnen und Politikern in Frankreich und den USA vergleicht; oder wenn Anna Kleiman die Skandalisierung von politischen Botschaften auf Kleidung im Kontext von Jerusalem als Hauptstadt Israels analysiert. So werden die mitunter konkurrierenden Moralkonzepte sichtbar, die in der Aus Handlungspraxis des Skandals mitschwingen.

Dem Herausgeberteam ist eine Zusammenstellung aktueller Beiträge zur Skandalforschung gelungen, die neben thematischen Impulsen vielfältige methodische Anregungen schafft. Die Publikation zeigt, dass es inzwischen differenzierte Zugänge zu Skandalen gibt und beim theoretischen Verständnis von Skandalen noch viel Arbeit zu leisten ist. Haller und Michael machen in ihrer Einführung mit Prägnanz und Präzision deutlich, dass sie methodisch und theoretisch versiert sind. Nach ihrem gemeinsam mit Martin Kraus herausgegeben überzeugenden ersten Band überrascht dies kaum. Während der erste Band stärker in die interdisziplinäre Skandalforschung einführt, liegt die Stärke des zweiten Bands in der Ausdifferen-

zierung und methodischen Erschließung der Forschungsfelder.

Es ist ein großes Verdienst, dass dieses mit Blick auf die massiven Probleme durch öffentliche Empörungswut wichtige transnationale Themengebiete der Kommunikationswissenschaft mit Autorinnen und Autoren aus unterschiedlichen Ländern bearbeitet und der Scientific Community in englischer Sprache zur Verfügung gestellt wird.

Steffen Burkhardt

Literatur

Joller, Stefan (2018): Skandal und Moral. Eine moralsoziologische Begründung der Skandalforschung. Weinheim Basel: Beltz Juventa.

Haller, André; Michael, Hendrik; Kraus, Martin (2018): Scandology. An Interdisciplinary Field. Köln: von Hellem.

Armin Nassehi

Muster

Theorie der digitalen Gesellschaft

3. Auflage, München: C. H. Beck, 2019. – 352 S.

ISBN 978-3-406-74024-4

Armin Nassehi erhebt mit seinem Buch den nur schwer zu überbietenden Anspruch, nicht nur eine, sondern „die erste Gesellschaftstheorie der digitalen Gesellschaft“ (S. 26) zu schaffen. Das Werk in der Tradition autopoietischer Systemtheorie offeriert eine Vielzahl von Lektionen; drei sollen hier hervorgehoben werden.

Die erste Lektion setzt an beim Untertitel und damit bei seinem Anspruch. Nassehi besteht darauf, dass eine *Theorie der digitalen Gesellschaft* eine umfassende Gesellschaftstheorie zu sein hat; sie muss das Digitale im Gesellschaftlichen verankern. Er folgt damit nicht der Blickrichtung der gängigen sozialwissenschaftlichen Digitalisierungsforschung, die gesellschaftliche Veränderungen aus der Digitalisierung als unabhängiger Variable zu erklären versucht und Folgen des Eindringens der Digitalisierung in soziale Praktiken abschätzt – zumeist als negativ bewertete Störungen. Vielmehr formuliert er als Leitfrage: „Für welches Problem ist die Digitalisierung eine Lösung?“ (S. 12). In seiner Antwort erklärt er funktional die Digitalisierung und damit den Siegeszug der Digitaltechnik aus den Komplexitätsproblemen einer Gesellschaft, die nach Funktionssystemen strukturiert ist.

Der systemtheoretische Blick sieht die moderne Gesellschaft nicht primär vertikal strukturiert, sondern horizontal nach Funktionssystemen wie Ökonomie, Wissenschaft, Politik oder Kunst, die jeweils nur ihrer eigenen Logik folgen und von au-

ßen weder verstehbar noch steuerbar sind. Digitalisierung löst deren Probleme, indem sie eine neue „Verdoppelung der Welt durch Daten“ (S. 78) ermöglicht und damit eine „Entbergung“ von latenten Strukturen. Dies kann in dem jeweiligen Funktionssystem zu erweiterter und beschleunigter Reproduktion genutzt werden.

Mit Digitalität wird also Komplexität einer multiperspektivischen Welt zugleich bewältigt und erzeugt. In den digitaltechnisch ermöglichten Datensätzen treten Regelmäßigkeiten in der Verknüpfung von Personen, Handlungen oder Ereignissen hervor, die mit analoger Beobachtung nicht sichtbar wären. Darauf setzen mehr und mehr Analysen und Beeinflussungen von Konsum, Mobilität, Partnersuche, Wahlentscheidung oder Gesundheitsverhalten. Auf diese Weise werden in individualisierten Biografien, differierten Praktiken und scheinbar erratischen Verläufen die latenten Strukturen erkennbar und Ordnungen ermöglicht. Das funktioniert in allen Funktionssystemen. Digitalisierung ist überall präsent, sie durchquert die Grundstruktur der modernen Gesellschaft aus funktionalen Perspektiven, weil sie durch die strukturelle Analogie der Binarität anschließen kann an die ebenfalls binären Codes der Funktionssysteme, wie Zahlung/Nicht-Zahlung in der Ökonomie oder Macht/Nicht-Macht in der Politik.

Dieses verbindende Strukturprinzip ist Nassehis Erklärungsangebot dafür, dass Digitalisierung sich so rasant und so glatt und so umfassend durchsetzt. Denn Digitalität passt wie angegossen zu der schon prinzipiell digital strukturierten Gesellschaft. Damit reiht sich Digitalisierung ein in die lange und verästelte Tradition der Selbstbeobachtung von Gesellschaft, unterscheidet sich aber durch die Radikalität, mit der das Medium der Beobachtung auf die bislang einfachste Art der Unterscheidung reduziert ist, auf die Unterscheidung von 0 und 1, auf *binary digits*.

Der von Nassehi gewählte Abstraktionsgrad hat einen großen Vorteil: Die Argumentation bleibt nicht auf quartalsaktuelle und normativ aufgeladene Problematiken des Digitalen zugeschnitten – im Frühjahr Verschwörungstheorien, im Winter Inzivilität, im Herbst Populismus und im Sommer Privacy. Damit spiegelt die Forschung verzerrt und verzögert die „Überhitzung“ (S. 288) der gesellschaftlichen Kommunikation durch das Internet.

Allerdings ist sein Erklärungsangebot so generalisiert, dass Differenzen innerhalb der Funktionssysteme nicht mehr erkennbar werden. Denn wenn man mit Nassehi die schwindelnden Höhen erklimmt, sieht man vom Gipfelkreuz der (immer schon) „digitalen Gesellschaft“ (im Singular) keine Unterschiede mehr zwischen Ländern, Milieus, Gruppen, Medien, Technologien, Zeitpunkten, Organisationen oder Individuen. Es schwimmt

also alles das, was zu konkreten Fragen anstiftet, etwa nach der Erklärung der Unterschiede in der Digitalisierung zwischen Südkorea und Japan oder zwischen vor und nach der Pandemie oder zwischen Ü60 und U20. Aus seiner Weitsicht entspringen Konflikte um Digitalisierung den romantischen Vorstellungen darüber, wie es einmal war oder wie es sein könnte – jenseits funktionaler Differenzierung. Und Gestaltungsspielräume von Individuen, Organisationen oder Nationen sind nicht mehr als Illusionen oder Inszenierungen. Der Abstraktionsgrad vernichtet Varianz und verhindert damit heilsame Verwirrung. Dadurch sind mögliche Anschlussstellen für empirische Forschung nur über riskante Abstiege erreichbar.

Die zweite Lektion setzt beim Obertitel an und damit bei seinem zentralen Konzept „Muster“. Das ist sein Schlüssel zum Verständnis der Digitalisierung – nicht „Daten“, „Zahlen“, „Zeichen“, „Computer“ oder „Netze“. In seinem Theorieangebot ermöglicht Digitaltechnik vor allem, Regelmäßigkeiten aufzuspüren, kenntlich und nutzbar zu machen – stabile Regularitäten im Strom von Ereignissen, Abläufen, Zuständen und vor allem im Verhalten in allen Kontexten und Formen. Grundlage dieser Leistung bilden die Datenspuren, die bei jeglichem Verhalten nebenbei anfallen, wenn es sich auf die ubiquitäre Digitaltechnik stützt, nicht nur auf die Kommunikation mittels sozialer Netzmedien. Die Digitalisierung wirft ein engmaschiges Netz aus Datenpunkten über die soziale Welt. Als Big Data produziert sie damit keine isomorphe Abbildung der Welt, sondern deren Repräsentation in einem eigenen Medium, den „binären Operationen“ (S. 154) in Gestalt von Bits und Bytes. Alle Arten von Signalen können in das Digitalmedium transformiert werden. Dies ist Ergebnis und Voraussetzung der Arbeit vernetzter Computer, die sich mit KI-basierten Tools selbst trainieren und optimieren bei Erfassung, Speicherung, Übermittlung und vor allem Verarbeitung der Daten. Dieses Netz aus „erlebenden und handelnden Maschinen“ (S. 248) ist mit den überkommenen Kriterien zur Unterscheidung von Maschinen und Menschen nicht mehr angemessen zu fassen.

Digitaltechnik ermöglicht abduktiv gewonnene Hypothesen zu Mustern, also zu den stabilen Strukturen in diesen Repräsentationen. Aus der unendlichen Vielzahl von Möglichkeiten, die Daten zu relationieren, wählt die „lernende Technik“ (S. 228) hochselektiv das aus, was sie als Muster erkennt. Diese Muster bekommen Relevanz in den Perspektiven der jeweiligen Funktionssysteme, etwa als Prognose des Konsumverhaltens oder als Gewichtung der Motive für Wahlentscheidung oder als Einschätzung der Wahrscheinlichkeit von Falschaussagen.

Es wäre sehr hilfreich, wenn Nassehi das Muster- oder Pattern-Konzept abgesetzt hätte von verwandten Konzepten aus anderen Theoriesträngen, etwa von „Schema“, „Frame“, „Typ“, „Skript“, „Regeln“, „Standards“, „Prozeduren“, „Normen“ oder „Modell“. Auf Grundlage dieser Begriffsklärung wäre es möglich, Muster generisch zu unterscheiden, etwa nach Teilfunktionen oder nach Strukturen oder nach Phasen. Denn auch Muster verändern sich, wie jede neue Studierendenkohorte zeigt. Eine solche Differenzierung von Mustern könnte ebenfalls eine Brücke zur empirischen Forschung bilden.

Die dritte Lektion ist bitter: Ein Soziologe kann eine Theorie der digitalen Gesellschaft vorlegen, ohne dafür auch nur eine einzige Studie aus der *Kommunikationswissenschaft* heranzuziehen. Wenig tröstlich ist, dass es der Ökonomik, der Kognitionspsychologie, der Geschichtswissenschaft oder der Politikwissenschaft nicht viel besser ergeht.

Die Lerneffekte aus diesen Lektionen gibt es nicht umsonst. Sie sind mit erheblicher *Mühsal* verbunden. Die ist bei einem solchen Unterfangen unvermeidbar, wäre aber ohne Informationsverlust durchaus reduzierbar. Der auf hermetische Abschließung zielende Code (wie auf S. 254: „Die Auflösung des Zirkels der Reflexion in der Theorie temporalisierter Systeme stellt von Substanz auf Zeit um.“), eine enervierende Selbstbezüglichkeit (wie auf S. 110: „Die Figur der Verdoppelung habe ich das erste Mal 2006 nicht zufällig anlässlich der Beantwortung der Frage entwickelt, warum es Kunst gibt...“) und Manierismen (wie der inflationäre Gebrauch von „sic!“) machen die Lektüre anstrengender, als es der kognitive Kern der Theorie erfordert.

Aber dieser kognitive Kern ist ein großer Schritt auf dem langen Weg, der empirischen Digitalisierungsforschung ein belastbares theoretisches Fundament zu geben. Und vor allem sollte er Ansporn sein für eine handlungstheoretisch verankerte Sozialwissenschaft, den hoch gesteckten Anspruch aufzugreifen und ihrerseits eine Theorie der digitalisierten Kommunikation zu erarbeiten.

Gerhard Vowe

Jens Radü

New Digital Storytelling

Anspruch, Nutzung und Qualität von Multimedia-Geschichten

Baden-Baden: Nomos, 2019. – 281 S.

(Reihe: Aktuell. Studien zum Journalismus; 17)

ISBN 978-3-8487-5810-4

(Dissertation, 2018, Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt)

Jens Radü untersucht in seiner Dissertation, ob die in der journalistischen Praxis mehr oder weniger deutlich formulierten Kriterien für die Qualität einer Multimedia-Geschichte Bestand haben. Dafür stellt er Thesen auf, die er aus der Forschungsliteratur entwickelt und die er auf der Grundlage seiner Erfahrung als Multimedia-Redakteur beim *Spiegel* klug zusammenfasst und einordnet (S. 85).

Um es vorweg zu nehmen: Die bisher bekannten Qualitätskriterien Navigation/Usability, Multimedialität, Emotionalität, Dramaturgie und Playfulness haben Bestand. Ein Kriterium, die Playfulness, könnte demnach modifiziert und allgemeiner mit „Überraschung“ umschrieben werden, die spielerischer Natur sein kann oder sich durch technische oder dramaturgische Besonderheiten herstellen lässt (S. 251).

Entscheidend ist das darüber hinausgehende Ergebnis seiner Untersuchung: Der bereits existierende Kriterienkanon wird erweitert, dadurch differenzierter und somit auch anwendbarer.

Radü arbeitet mit drei Methoden, um seine Forschungsfrage aus der Nutzer*innen und der Produktionsperspektive zu beantworten:

1) Er analysiert detaillierte Nutzer*innen-Daten und erstellt für neun Multimedia-Geschichten einen sog. Gesamtnutzungswert. Schwierig ist hier die Erfassung der Verweildauer der User*innen bei einem Foto oder einer Grafik; die festgelegten Werte können nur als Behelfsmittel dienen. Die sehr unterschiedlich ausfallenden Nutzungswerte setzt der Autor in Bezug zu den bekannten Qualitätskriterien.

Diese Analysen haben einen hohen Erkenntniswert und fördern konkrete Hinweise für Multimedia-Produktionen zutage (S. 143ff.). Hinführend legt der Autor in den Kapiteln 1.6 und 1.7 die für digitales Storytelling spezifischen Qualitätsmerkmale der Dramaturgie sowie der Stärken und Schwächen der Medienformen Video, Audio, Foto, Text und Grafik dar (S. 64ff.).

2) In Form eines Experiments mit 153 Rezipient*innen überprüft Radü die bereits gewonnenen Erkenntnisse. Drei unterschiedliche Varianten einer Multimedia-Geschichte werden aus der Perspektive der Nutzer*innen erprobt. Im Gesamtur-

teil wird zwar die optimierte Variante am besten bewertet, aber im Detail schwanken die Aussagen der Nutzer*innen zu sehr, um ein einheitliches Veto herauszulesen. Der Autor führt das u. a. darauf zurück, dass Feinjustierungen aus professioneller Sicht von Nutzer*innen erwartungsgemäß nicht benannt werden können (S. 192ff.).

3) In beiden vorangegangenen Schritten zeichnet sich bereits eine Erweiterung des Kanons ab. Radü verwendet dies als Grundlage für seine umfassenden Leitfragen-Interviews mit 13 journalistischen Multimedia-Produzent*innen zu ihren professionellen Erwartungen und Ansprüchen an das digitale Storytelling. Die Inhaltsanalyse der Interviews zeigt – trotz der nur zum Teil übereinstimmenden Aussagen der Profis aus sehr verschiedenen Medienhäusern bzw. Freelancer – eine weitgehende Bestätigung des Kriterienkanons durch die Expert*innen (S. 249f.).

Der Katalog wird also erweitert um folgende Kriterien: die Immersivität, der Sog in die Story; die Visualität, also die Stärke des optischen Eindrucks; der Rhythmus der Multimedia-Elemente (Platzierung, Länge, Gewichtung und Präsentation); die Bedeutung der Übergänge zwischen den unterschiedlichen Medienformen, die Transitivität sowie die Modularität, die dramaturgisch gut durchdachte Abfolge der Module ohne Wiederholungen (S. 251f.). Ein interessanter Aspekt: Die Expert*innen sind sich einig in ihrer Skepsis gegenüber non-linear erzählten Geschichten.

Voraus gehen diesen drei Schritten unter anderem die – sehr lesenswerte – Darstellung der Versuche einer Typologie des Formats Multimedia-Bericht (S. 31ff.) und des historischen Kontextes (S. 33f.), veranschaulicht durch Beispiele, aber nicht nur deshalb eine Bereicherung.

Ein großes Plus für Radüs Untersuchung ist, dass der Autor Zugang zu detaillierten Nutzer*innen-Daten der Multimedia-Stories des *Spiegels* hat. Mit der Unterstützung von Jonathan Schwarz, Senior Web Analyst des *Spiegels*, wertete er die Daten aus und konnte somit weit über die reine Klickstatistik hinausgehen und auch die Intensität der Nutzung sowie die Relation zu üblichen Abrufzahlen von *spiegel.de*-Beiträgen einbeziehen (S. 86ff.). Zu erfahren, wie oft und wie lang welche Videos in Scrollytelling-Formaten angeschaut werden und welche Schlüsse Journalist*innen daraus ziehen können, ist ein Erkenntnisgewinn erster Klasse.

In diesem Vorteil steckt aber auch die Vorlage für einen Schwachpunkt des Buches: die starke Fokussierung auf Multimedia-Geschichten eines Portals. Einerseits ist es sinnvoll, von einem hohen Qualitätsanspruch auszugehen, denn im digitalen Dorf ist der Vergleich zum Wettbewerber immer nur einen Klick weit entfernt. Andererseits werden

die ambitionierten Multimedia-Story-Angebote von Lokal- und Regionalzeitungen – wie zum Beispiel im vrm-Verlag und bei der *Schwäbischen Zeitung* – von Radü nicht erwähnt. Gerade mit Blick auf Produktionszeiten und Finanzierungspotenzial – beides wird in der Dissertation behandelt – wären diese multimedialen Onepager zumindest einen Exkurs wert. Für die Buchausgabe wäre zudem ein Hinweis sinnvoll gewesen, dass die aufwändigen Multimedia-Anwendungen des Fernsehsenders *Arte* mittlerweile eingestellt wurden, da einer der interviewten Multimedia-Journalisten sich ausführlich darauf bezieht.

Radü gelingt der Spagat zwischen Wissenschaft und Praxis. Er spannt damit den Bogen, den er sich in seinem Ausblick wünscht: anwendungsbezogene Forschung (S. 256). Mit seinen Vorüberlegungen und Herleitungen auf wissenschaftlicher Basis schafft er ein Gerüst für Erkenntnisse, die für die redaktionelle Arbeit von Onlineredakteur*innen sowie für Ausbildung und Trainings relevant sind.

Radüs Hinführungen und Reflexionen in den einführenden Kapiteln und zu Beginn der weiteren Abschnitte – genannt seien hier nur als Stichworte die Bedeutung der Mehrdimensionalität (S. 26), die Inszenierung journalistischer Inhalte aka Clickbaiting (S. 63) oder die Wichtigkeit des narrativen Raums für Fotos und Videos (S. 156) – schaffen einen Kontext, der neben vielem Bekannten Horizont erweiternde Zusammenhänge und Details für Profis und Anfänger*innen im Multimedia-Storytelling bieten.

Aus Radüs Dissertation lässt sich ein Extrakt an Handlungsanleitungen für Multimedia-Produktionen erstellen: Es ermöglicht eine Professionalisierung der Faktoren für das Erstellen von Multimedia-Geschichten, liefert an verschiedenen Stellen konkrete Tipps und erörtert die Nutzung von Multimedia-Geschichten für Finanzierungsmodelle von Journalismus.

Nea Matzen

Siegfried J. Schmidt Medienkultargesellschaften

Hamburg: Shoebox House, 2019. – 187 S.
ISBN 978-3-941120-38-9

Als Siegfried J. Schmidt 2005 seine „Abtrittsvorlesung“ am Münsteraner Institut für Kommunikationswissenschaft hielt, zog er die „Lehren der Kontingenz“ aus seinem „Doppelleben“ als Wissenschaftler und Künstler. In der Tat ist das Kontingenztheorem zentral für konstruktivistisches und systemtheoretisches Denken. Inhaltlich hat sich Schmidt immer zwischen Kultur- und Sozialwissenschaften verortet und Brücken zwischen

Medienwissenschaft und Kommunikationswissenschaft gebaut. Diese Doppelperspektive drückt sich auch im jüngsten Buch „Medienkulturgesellschaften“ aus. Das doppelte Doppelleben kombiniert den einleitenden Originalbeitrag mit sieben weiteren, ansonsten nur verstreut aufzufindenden, bereits erschienenen Aufsätzen.

Der Einleitungsaufsatz „Kontingenz und ?“ hat es philosophisch und kulturhistorisch in sich. Er ist sozusagen das Kondensat von Schmidts theoretischen Anstrengungen bis hierhin (bis heute). Mit Kontingenz hat sich Niklas Luhmann bereits prominent beschäftigt. In seiner Theorie sozialer Systeme wird das Kontingenztheorem aus der systemischen Komplexität abgeleitet. Komplexe Systeme sind eben nicht mehr determiniert und monoperspektivisch zu beobachten, sodass sowohl systemintern als auch aus der Außenbeobachterperspektive mit Kontingenz gerechnet werden muss. Schmidt wäre nicht Schmidt, wenn er diese an sich eigentlich schon selbstgenügsame Herleitung nicht doch noch einmal unter die Lupe nähme. Er begründet die Kontingenzerfahrung nämlich nicht system-spezifisch, sondern aus der systemübergreifenden Alltagserfahrung heraus: „Kontingente Handlungen ... können nur als Konstruktionen eines konkreten Aktanten in einer bestimmten soziokulturellen Situation bestimmt werden“ (S. 13). Diese Prämisse lässt sich nicht nur leicht in die Setzungs-Voraussetzungs-Prozesslogik, die er in dem Buch „Geschichten und Diskurse“ (2003) entwickelt und seitdem weiterverwendet hat, einbauen, sondern ist auch für sozialkonstruktivistische Ansätze, die mit Luhmanns systemischem Ansatz der Komplexitätsreduktion nicht viel anfangen können, anschlussfähig. Typisch für Schmidt: Er ist auch in dieser Hinsicht ein Brückenbauer zwischen verschiedenen, oft sogar einander ablehnenden konstruktivistischen Strömungen.

Das Buch durchzieht die Idee, ganz unterschiedliche Bereiche miteinander zu verknüpfen, meist über das allen zugrundeliegende Kontingenztheorem: Da sind zum einen die übergreifenden medienkulturwissenschaftlichen Erläuterungen über Kultur und Modi der Kulturalität (Kapitel 2) und über Medienkulturwissenschaft (Kapitel 6), die programmatischen Charakter haben. Dann findet sich im Buch der Aufsatz über den Medienkompaktbegriff in Kapitel 3 „Medienentwicklung und gesellschaftlicher Wandel“. Dieser Medienkompaktbegriff umfasst vier Aspekte, die zusammen erst ein Medium ausmachen: semiotische Kommunikationsinstrumente (Mediensprache), technisch-mediale Dispositive (Medientechnologie), sozial-systemische Institutionalisierung (Medienorganisationen) und Medienangebote (Medieninhalte). In diesem Aufsatz/Kapitel werden auch

die Konstanten der Medienentwicklung erläutert, mit denen man nach wie vor aktuelle Medienentwicklungen abgleichen kann: Bei allen technischen und sozialen Neuerungen der Medien stößt man immer wieder auf verblüffende Kontinuitäten.

Dass Konstruktivismus mit seinem Beobachtungstheorem einseitig kognitiv ausgerichtet sei, widerlegt Kapitel 4 zu Medien und Emotionen. Auch Medienkritik ist sonst nicht gerade ein Standardthema im konstruktivistischen Diskurs. Schmidt zeigt aber in Kapitel 5, dass sie konstruktivistisch möglich und notwendig ist. Das 2017 gegründete Netzwerk „Kritische Kommunikationswissenschaft“ ist ein Beleg sowohl für die theoretische als auch für die praktische Relevanz und Aktualität von wissenschaftlicher Kritik an den Medien.

Persönlich gefreut habe ich mich über die Aufnahme eines Aufsatzes zur Reflexivität von Kommunikation (Kapitel 6), den Schmidt 2005 zur Festschrift für Klaus Merten beigetragen hat. Schmidt würdigt darin den kürzlich verstorbenen Münsteraner Kommunikationswissenschaftler, indem er eine Leerstelle in Mertens reflexivem Verständnis von Kommunikation ausfüllt: das Verstehen, das jeder Kommunikation immanent ist.

Den Band abschließend berichtet Schmidt aus seinem Leben als Schriftsteller, insbesondere als Lyriker. Das ist keineswegs nur ein nettes Aperçu zum eigentlich wissenschaftlichen Fokus des Buchs, sondern belegt, dass Schmidt Kontingenz nicht nur theoretisch postuliert, sondern auch künstlerisch lebt.

Der Wert des Buches liegt in mindestens drei Aspekten: Zum einen gewährt es einen gleichermaßen kondensierten wie vielfältigen Einblick in Schmidts umfassende Theoriearbeit. Zum anderen sind bisher recht verstreut publizierte Aufsätze in einem Band versammelt, sodass die eine oder andere Überraschung dabei ist, die man nicht mehr auf dem Schirm hatte. Und schließlich belegen die Aufsätze, die zwar wissenschaftshistorisch noch nicht alt sind (max. 20 Jahre), aber angesichts der beschleunigten Medienentwicklung einer permanenten Überprüfung bedürfen, dass sie auch gegenwärtig noch großes Erklärungspotenzial haben. Darin erweist sich übrigens generell der Nutzen von abstrakteren Theorien, dass sie nicht so schnell veralten, sondern historische Linien zeigen, die in der aktualitätsfixierten Theoriebildung mittlerer Reichweite unsichtbar bleiben. Insofern hat es sich sehr gelohnt, dass Schmidt die Kontingenzproblematik nochmals grundlegend angeht und diejenigen Aufsätze hier versammelt, die diese Kontingenzproblematik für verschiedene Facetten der Medien analysiert.

Armin Scholl

Literatur

Schmidt, Siegfried J. (2003): Geschichten und Diskurse. Ein integratives Konzept für die Kommunikationswissenschaft. In: Martin Löffelholz (Hrsg.), *Die neue Kommunikationswissenschaft: Theorien, Themen und Berufsfelder im Internet-Zeitalter*. Wiesbaden: Westdeutscher, S.113–130.

Clemens Schwender / Cornelia Brantner / Camilla Graubner / Joachim von Gottberg (Hrsg.)

Zeigen – Andeuten – Verstecken

Bilder zwischen Verantwortung und Provokation

Köln: von Halem, 2019. – 320 S.

ISBN 978-3-86962-407-5

Der neue Band der im Herbert von Halem Verlag erscheinenden „Reihe“ zur Visuellen Kommunikation nimmt ein wichtiger werdendes, bislang noch vernachlässigtes Thema in den Fokus: Das Spannungsfeld ethischer und normativer Fragen bildlicher und bildbezogener Kommunikation in der zunehmend digitalisierten Medienwelt. In 15 Einzelbeiträgen loten die AutorInnen, meist ausgehend von ethisch kontroversen Fallbeispielen und den zugehörigen medialen Diskursen, die Facetten einer noch weitgehend unscharfen Bildethik unseres Fachs aus. Der Umgang mit Bildern in der interpersonalen, v. a. aber in der öffentlichen Medienkommunikation wird dabei in normative Kontexte eingeordnet, wodurch Fragen nach dem „richtigen“ und „wünschenswerten“ Handeln mit Bildern in den Blick rücken.

Zielsetzung des Sammelbands ist, den individuellen, gesellschaftlichen und medialen Umgang mit Bildern sowie deren wertende Einordnung zu hinterfragen: „Was zeigt man? Was darf man nicht zeigen? Wo deutet man (...) nur an? (...) Welche Implikationen hat die Bildverwendung für öffentliche Debatten zu den dargestellten Themen? (...) Welche Fragen von Verantwortung ergeben sich?“ (S. 12). Dabei gehen die HerausgeberInnen davon aus, dass es sich bei der ethischen Einordnung stets um „sehr komplizierte Diskurse“ handelt, in denen es um das „Austauschen und Abwägen von Argumenten, aber auch um deutlich subjektiv geprägte Einstellungen und Prioritäten in der ethischen Beurteilung“ gehe (S. 11). Diesem expliziten Verweis auf die Bedeutung einer individuellen Positionierung steht gegenüber, dass der ethische Standpunkt der AutorInnen in den meisten Beiträgen unklar bleibt. Leider lassen die meisten Beiträge auch eine konkrete Definition der mit einer Bildethik zentral verwobenen Konzepte (z. B. „Ethik“, „Norm“, „Wert“, „Moral“ oder auch „Ästhetik“) offen; umso erhellender sind daher die entspre-

chenden Ausführungen in den Beiträgen von Rebecca Venema (S. 41–48), Wibke Weber (S. 149–153), Felix Koltermann (S. 165–166) oder Bernd Zywiets (S. 200–202).

Das inhaltliche Spektrum der Auseinandersetzung reicht von theoretisch fundierten Essays zu Funktionen und Ansprüchen journalistischer Bilder (Schicha), konzeptionellen Überlegungen zur Analyse medialer, bildethischer Diskurse (Venema), der Rekonstruktion der Geschichte eines Kampagnenbilds (Lillegraven) oder Internet-Memes (Lobinger et al.) über Fragen nach der Ethik von Datenvisualisierungen (Weber) bis hin zu Terrorismusberichterstattung und Gewaltdarstellung (Bernhardt/Liebhart; Zywiets; Nieland/Vogt), Werbung (Podewin; Boy) und schließlich Pornografie (von Adran-Werbung/Schwab; Schwender/Dargel).

Das methodische Repertoire der AutorInnen umfasst Ansätze der qualitativen Inhalts- bzw. Frame-Analyse (Venema; Bernhardt/Liebhart; Nieland/Vogt), der Visuellen Kontextanalyse (Lillegraven), Experimente (Autenrieth), Leitfadenterviews mit ExpertInnen (Weber; Koltermann), der dokumentarischen Bildinterpretation (Podewin) sowie Eyetracking-Analysen (Boy), wobei die empirische Anwendung in den meisten Beiträgen exemplarisch angelegt ist.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Beiträge von Daniel Pfurtschneller und Felix Koltermann. Pfurtschneller forscht zu Thumbnails als multimodale Verweisbausteine in der YouTube-Playlist LeNews. Der Autor nutzt hier auch Ansätze der Computational Methods (Kollektion über API; Verfahren der *Direct Visualization* und des *Image Quiltings* zur Datenaufbereitung und -analyse), um die Darstellungsstrategien des Kommunikators LeFloid herauszuarbeiten und diesen die aus Nutzerkommentaren extrahierten normativen Publikumsvorstellungen zur Angemessenheit von Clickbait gegenüberzustellen. Felix Koltermann plädiert ausgehend von der fotojournalistischen Praxis in Israel/Palästina für die Relevanz einer „Fotojournalismusethik“ und unterfüttert dies theoretisch und empirisch.

Am Beispiel der Fotocollagen aus dem #Yolo-caust-Projekt des Künstlers Shahak Shapira untersucht Ulla Autenrieth mittels Experimentaldesign auf der Rezipientenebene, wie stark sich normativ vorgegebene Interpretationsmuster auf die ethisch-normative Bewertung von BildbetrachterInnen niederschlagen. Die selbstreflexive Auseinandersetzung mit journalistischen Darstellungspraktiken nehmen Petra Bernhardt und Karin Liebhart in ihrer Frame-Analyse in den Blick; die identifizierten sprachlichen und textlichen Frames verweisen auf einen medialen Metadiskurs, der – wie u. a. die Analysen zur Ästhetisierung der Ter-

rorismus- und der gewalthaltigen Sportberichterstattung von Bernd Zywiets sowie Jörg-Uwe Nielsen und Ludgera Vogt zeigen – bislang nur bedingt in eine praktische Bildethik überführt wurde. An mehreren Stellen legt der Band dabei nahe, es gehe bei bildethischen Analysen stets „um eine Kompetenz zur Decodierung der Bilder, die nur *im Rahmen von Einzelfallanalysen bewerkstelligt werden kann*“ (z. B. Beitrag von Schicha, S. 35; Beitrag von Bettina Boy), was etwas irritiert.

Eine Stärke des Buches ist hingegen, dass der Begründungszusammenhang einer zunehmenden Relevanz bildethischer Auseinandersetzungen in fast allen Beiträgen explizit thematisiert und am Beispiel erörtert wird (mit Ausnahme derjenigen von Boy und Podewin, bei denen auch ansonsten die thematische Passung unklar bleibt): Aufgrund ihrer Unmittelbarkeit, die mit der Illusion einhergeht, dass Bilder das „Echte“ und „Wahre“ wiedergeben, wird in der alltäglichen Bildrezeption auch von professionellen KommunikatorInnen oft ausgeblendet, dass Bilder stets Interpretationen von Wirklichkeit und Perspektiven auf Realität sind, die häufig mit strategischen Intentionen einhergehen. Die aus dieser „Selbstverständlichkeit des Sehens“ resultierenden normativen Ansprüche an einen verantwortungsvollen Umgang mit Bildern und die Förderung der Bildkompetenz richten sich gleichermaßen an professionelle BildproduzentInnen und BildkommunikatorInnen wie an Rezipierende, Forschende und Lehrende. Dabei begründet sich die Notwendigkeit einer Bildethik nicht nur aus dem Schutz der Rezipienten, sondern auch aus der Schutzwürdigkeit der Abgebildeten, weil Bilder oft Privatheit und Intimität zeigen. Auch wenn der Sammelband hier keine systematische Differenzierung dieser Ebenen vornimmt, gibt er eindrückliche Beispiele, die zur weiteren Diskussion anregen und dadurch auch geeignet erscheinen, für einen reflektierten Umgang mit Bildern zu sensibilisieren.

Konkrete Anregungen, wie sich die Kompetenz des Interpretierens und Verstehens von Bildern bei der Produktion und der Rezeption verbessern ließen, werden hierbei leider noch nicht formuliert. Aber dies ist eine Herausforderung, der sich das Fach in zukünftigen Forschungen widmen kann – und auch sollte. Eine facettenreiche und inspirierende Basis ist mit dem Sammelband gelegt. Aus diesem Grund ist aber auch umso bedauerlicher, dass das Herausgeberteam auf den Versuch einer (einleitenden oder abschließenden) Einordnung in den größeren Kontext bildethischer Fragen bzw. Forschungen gänzlich verzichtet hat – die in den einzelnen Beiträgen aufgeworfenen bildethischen Aspekte und Impulse stehen so weitgehend unverbunden nebeneinander und verdichten sich nicht

zu einer Gesamtperspektive auf das Forschungsfeld, an der es doch so dringend mangelt.

Stephanie Geise

Jana Wiske (Hrsg.)

Krisenkommunikation komplex

11 Analysen prominenter Fälle mit medialer Einordnung und Nachbetrachtung beteiligter Experten

Köln: von Halem, 2020. – 292 S.

ISBN 978-3-86962-466-2

Eine gedopte Tennisspielerin als Testimonial, frei erfundene Geschichten des eigenen Redakteurs oder umstrittene Fotos deutscher Nationalspieler mit dem türkischen Staatspräsidenten – immer wieder geraten Unternehmen, Vereine und Organisationen ins Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit. Egal ob eigen- oder fremdverschuldete Fehlertitte, das mediale Echo lässt meist nicht lange auf sich warten. Wer dann entscheidende Fehler in der Kommunikation begeht, dem droht neben dem Verlust an Vertrauen und Glaubwürdigkeit vor allem ein wirtschaftlicher Schaden.

Das von Jana Wiske herausgegebene und im Herbert von Halem Verlag erscheinende Buch beschäftigt sich mit unterschiedlichen Krisenfällen aus der Vergangenheit und versucht die Fragen nach dem „richtigen“ Krisenmanagement und den möglicherweise begangenen Fehlern zu beantworten. Dabei betont Wiske schon im Vorwort, dass es nicht darum gehe „mahndend den Zeigefinger zu heben und mit Genuss auf die Fehlertitte anderer hinzuweisen.“ Vielmehr solle aus Fehlern gelernt und Platz für die Beteiligten eingeräumt werden, das Geschehene zu reflektieren.

Um das zu erreichen hat Wiske 16 Autorinnen und Autoren versammelt, die insgesamt elf Krisenfälle analysieren und bewerten. Dabei reicht das inhaltliche Spektrum von markenrechtlichen Auseinandersetzungen zweier Schokoladen-Schergewichte (S. 26), über die globale Finanz- und Schuldenkrise (S. 63) bis hin zu dem Unfall in einem der weltweit führenden Chemiekonzerne (S. 240). Um dem Leser den nötigen theoretischen Hintergrund zu liefern, leitet Wiske das Buch mit einer kurzen wissenschaftlichen Einordnung des Anwendungsfelds der Krisenkommunikation ein. Es ist bemerkenswert, mit welchen (prominenten) und von der jeweiligen Krise unmittelbar betroffenen Akteuren versucht wird, das Geschehene aufzuarbeiten und zu reflektieren: So kommen beispielsweise Oliver Bierhoff (Direktor Deutscher Fußball-Bund), Steffen Klusmann (Chefredakteur Spiegel) oder Dr. Kai Gniffke (Intendant SWR, damals Chefredakteur ARD-aktuell) zu

Wort. Steffen Seibert, Regierungssprecher von Kanzlerin Angela Merkel, zeigt sich in seiner abgedruckten Stellungnahme bei der Nachbetrachtung der Kommunikation in der „Flüchtlingskrise 2015“ knapp und höchst unverbindlich, was veranschaulicht, dass nicht jedem der Blick in den Rückspiegel leichtfällt.

Als besonders übersichtlich und für den Leser verständlich erweist sich die Struktur der einzelnen Beiträge. Bei allen Krisenfällen wird jeweils zuerst a) der Fall objektiv beschrieben, anschließend folgt b) die Betrachtung der medialen und öffentlichen Wahrnehmung, um abschließend c) den Krisenfall in positive und negative Aspekte bei der Kommunikation aufzuteilen. Diese immer wiederkehrende Struktur mutet monoton an, dient jedoch dazu, die jeweiligen Fälle zu vergleichen und auch im Nachhinein noch einmal einzelne

Fehler bzw. gelungene Aktionen „nachschiessen“ zu können.

Insgesamt weisen die verschiedenen Krisenszenarien zwar große Unterschiede in der inhaltlichen Tiefe und der sprachlichen Schärfe auf, doch es gelingt Wiske, dem Buch durch ihre theoretisch-wissenschaftliche Einleitung und ihre abschließende Betrachtung des Doping-Falls der russischen Tennisspielerin Scharapowa einen gelungenen Rahmen zu verschaffen. Das Motto des Buches „Aus den Krisen anderer lernen“ richtet sich in der Gesamtbetrachtung nicht nur an die CEOs großer Unternehmen, sondern kann sowohl für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler als auch für Berufseinsteiger und Studierende eine interessante und erkenntnisreiche Lektüre sein.

Leon Tom Gerntke